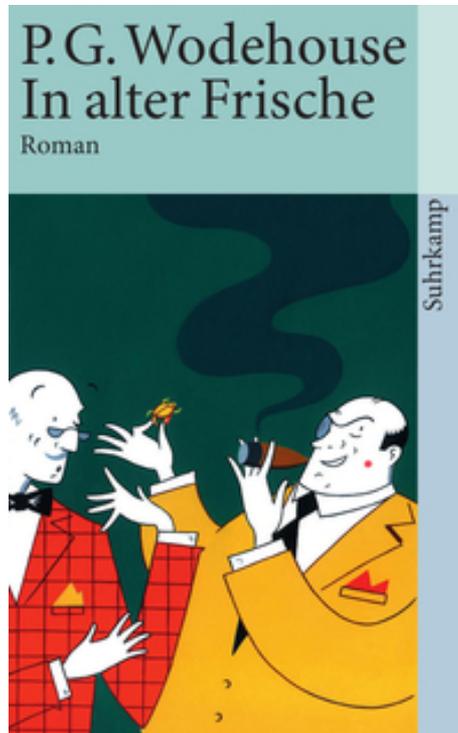


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Wodehouse, P.G.
In alter Frische

Ein Blandings-Roman
Aus dem Englischen von Thomas Schlachter

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4212
978-3-518-46212-6

suhrkamp taschenbuch 4212

Mr. Peters, ein rastloser amerikanischer Millionär und Sammler alt-ägyptischer Skarabäen, sucht Entspannung auf Schloß Blandings, dem englischen Landsitz von Lord Emsworth. Nebenbei versucht er, seine lebenslustige Tochter unter die Haube zu bringen, standesgemäß, versteht sich. Sie soll Lord Emsworth' nichtsnutzigen Sohn heiraten, was nicht ohne Hindernisse abgeht, denn die zukünftigen Verlobten sind schon anderweitig amourös gebunden. Schließlich kommt dem Millionär das kostbarste Stück seiner Skarabäussammlung abhanden, die Jagdsaison auf Schloß Blandings ist eröffnet.

P. G. Wodehouse, geboren 1881 in Guildford, Surrey, starb 1975 in Long Island, NY. 1902 veröffentlichte er seinen ersten Roman, 95 weitere folgten. Er hat »nicht ein einziges Buch geschrieben, das kein Vergnügen bereiten würde« (Philipp Blom, *Neue Zürcher Zeitung*).

Im Suhrkamp Verlag sind bisher erschienen: *Jetzt oder nie!* (st 3774), *Onkel Dynamit* (st 3775), *Ohne mich, Jeeves!* (st 3838), *SOS, Jeeves!* (st 3839), *Sein und Schwein* (st 3944), *Monty im Glück* (st 3945), *Reiner Wein* (st 4104), *Wo bleibt Jeeves?* (st 4105).

P. G. Wodehouse

In alter Frische

Ein Blandings-Roman

Aus dem Englischen von

Thomas Schlachter

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
Something Fresh
Englische Erstausgabe 1915
© Copyright by The Trustees of the Wodehouse Estate
Deutsche Erstübersetzung

Umschlagillustration: David Hitch

suhrkamp taschenbuch 4212
Erste Auflage 2011
© Copyright by Edition Epoca AG Zürich
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der
Edition Epoca AG Zürich
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Barbara Herrmann, Freiburg i. Brsg.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46212-6

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

In alter Frische

1. Kapitel

I

Anmutig legte sich der Sonnenglanz eines schönen Frühlingsmorgens auf die Londoner Innenstadt. In Piccadilly schien die erquickende Wärme sowohl den motorisierten Verkehrsteilnehmern wie auch den Fußgängern neuen Schwung zu verleihen: Omnibusfahrer rissen Scherze, und selbst Chauffeure entkräuselten die Lippen zu einem gar nicht mal unfreundlichen Lächeln. Polizisten piffen auf ihrem Posten, Angestellte auf ihrem Arbeitsweg, und Bettler packten die Aufgabe, wildfremden Menschen die Kosten für ihre Lebensführung aufzubürden, mit jener schneidigen Zuversicht an, die so viel ausmacht. Kurzum: Es war einer jener glücklichen Vormittage.

Um Punkt neun ging die Haustür der Arundell Street 7A, Leicester Square, auf. Ein junger Mann trat ins Freie.

Kein Flecken in London, den man als »gottverlassen« bezeichnen kann, hat diesen Begriff so verdient wie die Arundell Street, Leicester Square. Schlendert man von der Nordseite des Platzes in Richtung Piccadilly, so nimmt man kaum Notiz von dem engen Durchgang, der in diese winzige Sackgasse führt.

Tag und Nacht tosen die Menschenströme achtlos vorbei. Die Arundell Street ist keine vierzig Meter lang, und auch wenn zwei Hotels daran liegen, sind es keine sehr vornehmen Hotels. Der Ort ist schlicht und einfach gottverlassen.

Von der Form her sieht die Arundell Street exakt wie einer jener flachen Steingutkrüge aus, in denen italienischer Wein der preisgünstigeren Sorte aufbewahrt wird. Der schmale Hals, der vom Leicester Square wegführt, geht unvermittelt

in einen kleinen Innenhof über. Zwei Seiten werden von den Hotels beansprucht, und die dritte bietet einer möblierten Unterkunft für mittellose Menschen Platz. Diese Herberge sieht sich unentwegt der Gefahr ausgesetzt, im Namen des Fortschritts abgerissen zu werden und einem dritten Hotel zu weichen. Sie entgeht diesem traurigen Los aber immer wieder und wird wohl noch in Jahrzehnten dort stehen.

Die Absteige verfügt über lauter knapp bemessene Einzelzimmer, in denen das Bett tagsüber sittsam hinter einem ramponierten Paravent verschwindet. Außerdem befinden sich darin ein Tisch, ein Sessel, ein Stuhl, ein Sekretär sowie eine runde Blechwanne, welche wie das Bett in der Versenkung verschwindet, sobald sie ihren Zweck erfüllt hat. Und jedes dieser Zimmer kann man für ein Pfund pro Woche mieten – Frühstück inklusive.

Genau dies hatte Ashe Marson getan. Er hatte das Vorderzimmer im zweiten Stock der Nummer 7A gemietet.

Sechszwanzig Jahre bevor diese Geschichte beginnt, war dem Gottesmann Joseph Marson und seiner Frau Sarah, wohnhaft in Much Middlefold, Shropshire, ein Sohn geschenkt worden. Diesen taufte sie auf den Namen Ashe, um einem wohlhabenden Onkel zu willfahren, der die beiden später schmählich übertölpelte, indem er sein ganzes Geld für wohltätige Zwecke wegschenkte. Der zum Mann gereifte Ashe begann in Oxford Theologie zu studieren. Traut man den historischen Quellen, so hielten sich seine theologischen Studien allerdings in engen Grenzen. Hingegen gelang es ihm, die Meile in viereinhalb Minuten (und die halbe Meile entsprechend kürzer) zu laufen. Zudem sicherte ihm sein Interesse an der Kunst des Weitsprungs die Bewunderung seiner Zeitgenossen.

Er trat für seine Universität bei Leichtathletikwettkämpfen an und erfreute Tausende, indem er sowohl die Meile wie die halbe Meile zwei Jahre hintereinander gegen Cambridge

im Londoner Queen's Club gewann. Aufgrund dieser dringenden Verpflichtungen versäumte er es aber leider, auch nur einen Schlag Arbeit zu tun, und so war er, als es Abschied zu nehmen galt, in höchstem Maße ungeeignet für eine akademische Karriere. Da er jedoch eine Art Diplom erworben hatte, das es ihm erlaubte, sich Bakkalaureus zu schimpfen (und da er zudem der festen Überzeugung war, daß die Welt betrogen werden will), bewarb er sich mit Erfolg um eine Reihe von Hauslehrerstellen.

Nachdem er mit dieser grauenvollen Tätigkeit etwas Geld auf die hohe Kante gebracht hatte, zog er nach London und versuchte sein Glück als Journalist. Nach zwei mäßig einträglichen Jahren setzte er sich mit der Mammoth Publishing Company in Kontakt.

Die Mammoth Publishing Company, die mehrere große Zeitungen, einige Wochenblätter sowie ein paar weitere Titel herausbringt, spuckt keineswegs auf das Kleingeld der Bürogehilfen und Lehrlinge. Zu den zahlreichen lukrativen Publikationen gehört nämlich eine broschiierte Reihe mit Kriminal- und Abenteuergeschichten. Und genau in dieser fand Ashe sein Betätigungsfeld. Die bei einem Teil der Leserschaft äußerst beliebte Reihe »Ermittler Gridley Quayle« stammte aus seiner Feder. Bis zum Auftauchen von Ashe und Mr. Quayle war die »Bibliothek der britischen Bravour« das Werk verschiedenster Beiträger gewesen, die die Abenteuer verschiedenster Helden ausmalten, doch in Gridley Quayle erblickten die Eigentümer das Ziel all ihrer Bestrebungen, und Ashe erhielt den Auftrag, die gesamte »Bibliothek der britischen Bravour« (monatlich) in Eigenregie zu besorgen. Mit dem kümmerlichen Gehalt, das ihm die Plakerei eintrug, hielt er sich seither über Wasser.

Und deshalb war Ashe an diesem Maimorgen in der Arundell Street, Leicester Square, anzutreffen.

Er war ein großer, gut gebauter, athletischer junger Mann mit leuchtenden Augen und einem markanten Kinn. Und jetzt, da er die Haustür hinter sich zuzog, sah man auch, daß er einen Pullover und eine Flanellhose sowie gummibesohlte Turnschuhe trug. In der einen Hand hielt er zwei Keulen, in der anderen ein Springseil.

Zunächst atmete er die Morgenluft mit jener feierlichen Gemessenheit ein und aus, die ein eingeweihter Beobachter augenblicklich als jene »wissenschaftlich erprobte Atemtechnik« erkannt hätte, die heute so populär ist. Alsdann legte er seine Keulen nieder, griff zum Seil und begann zu hüpfen.

Bedenkt man, mit welchem Abscheu London und andere Großstädte auf jede körperliche Betätigung blicken, die kein praktisches und unmittelbar einsichtiges Ziel verfolgt, so konnte man nur staunen über die Gelassenheit, mit der dieser junge Mann sein Werk verrichtete. Was die Leibesertüchtigung angeht, gelten in London strenge Regeln: Man darf rennen, falls man einem Hut oder einem Omnibus nachhetzt; man darf hüpfen, falls man dadurch einem Taxi auszuweichen versucht oder gerade auf eine Bananenschale getreten ist. Doch falls man rennt, weil man seiner Lunge etwas Gutes tun will, oder hüpfet, weil dies der Leber zuträglich ist, bekommt man Londons ganzen Hohn zu spüren. Die Stadt eilt herbei und zeigt mit dem Finger auf einen.

An diesem Morgen nahm die Arundell Street das Schauspiel jedoch hin, ohne mit der Wimper zu zucken. Westwärts stand der Besitzer des Hotels Previtali gegen sein Gästehaus gelehnt und schien mit offenen Augen zu träumen. Nordwärts stützte sich der Besitzer des Hotels Mathis gegen seine Raststätte und war offenbar in Gedanken meilenweit weg. In den Fenstern der beiden Hotels bekam man die obere Hälfte diverser Zimmermädchen zu sehen, von denen kein einziges auch nur eine Sekunde in der Arbeit innehielt, um ein

Schmähwort hinunterzuwerfen. Selbst die kleinen Kinder, die sich im Innenhof herumtrieben, sahen von jeder Håme ab, und die Katze, die sich wie gewohnt am Zaun rieb, rieb ohne einen einzigen Seitenblick weiter.

Das Ganze beweist exemplarisch, was ein junger Mann mit Ausdauer und Geduld alles zu erreichen vermag.

Kaum hatte Ashe Marson vor drei Monaten das Vorderzimmer im zweiten Stock der Nummer 7A bezogen, wurde ihm klar, daß er entweder dem Frhspott, ohne den er kaum noch leben konnte, entsagen oder aber Londons ungeschriebenen Gesetz die Stirn bieten und den Spott seiner Bewohner ertragen mußte. Lange zögerte er nicht. Das körperliche Wohlbefinden ging ihm über alles. Beim Thema Gymnastik hrte für ihn der Spaß auf. Er beschloß, London die Stirn zu bieten.

Als er das erste Mal in Pullover und Flanellhose in die Arundell Street trat, fanden sich schon nach einem einzigen Keulenschwung folgende Zuschauer ein:

- a) zwei Taxifahrer (wovon einer angetrunken)
- b) vier Kellner des Hotels Mathis
- c) sechs Kellner des Hotels Previtali
- d) sechs Zimmermädchen des Hotels Mathis
- e) fünf Zimmermädchen des Hotels Previtali
- f) der Besitzer des Hotels Mathis
- g) der Besitzer des Hotels Previtali
- h) ein Straßenkehrer
- i) elf nicht klassifizierbare Mbiggnger
- j) siebenundzwanzig Kinder
- k) eine Katze.

Sie alle lachten, die Katze inbegriffen, und kriegten sich kaum noch ein. Der angetrunkene Taxifahrer nannte Ashe »Sonnyboy«. Und Ashe schwang weiter seine Keulen.

Einen Monat später – Hartnäckigkeit zahlt sich aus! – war sein Publikum auf die siebenundzwanzig Kinder zusammengeschrumpft. Zwar lachten diese immer noch, aber ohne jenes schallende Selbstvertrauen, das ihnen der wohlwollende Beistand der Erwachsenen verliehen hatte.

Und nun, nach drei Monaten, hatte die Nachbarschaft Ashe und seine Frühgymnastik als Naturschauspiel zu akzeptieren gelernt und schenkte der Sache keinerlei Beachtung mehr.

An diesem Morgen betrieb Ashe Marson das Seilhüpfen mit noch mehr Elan als sonst, was daran lag, daß er mittels körperlicher Ermüdung eine leise Unzufriedenheit zu bannen suchte, die er in sich spürte, seit er aus dem Bett gestiegen war. Gerade im Frühjahr befällt uns die Sehnsucht, in die weite Welt hinauszuziehen, und dies war ein besonders lieblicher Frühlingmorgen, jene Art von Morgen, an dem etwas in der Luft zu liegen scheint, weshalb man es für ausgeschlossen hält, daß alles in den alten, ausgefahrenen Gleisen weiterrollen wird, ein Morgen also, an dem man das ganz große Abenteuer unmittelbar vor sich wähnt. An einem solchen Morgen sieht man, wie wohlbeleibte ältere Gentlemen plötzlich mit dem Schirm einen übermütigen Schlenker vollführen. Und selbst im Gepfeife des Laufburschen, der plötzlich sieht, wie sich das pralle Leben vor ihm auftut, schwingt ein schriller Optimismus mit. Doch der Südwestwind des Frühjahrs bringt auch Reue mit sich. Wir wittern in der Luft einen Hauch von Unruhe und trauern unserer vertanen Jugend nach.

Bei Ashe jedenfalls verhielt es sich so. Noch als er mit dem Seil hüpfte, bedauerte er, daß er sich in Oxford nicht öfter auf den Hosenboden gesetzt hatte, auf daß er nicht als elender Lohnschreiber eines seelenlosen Verlagshauses ende. Nie war ihm so klargewesen wie jetzt, daß er den Trott, in den er gefallen war, gründlich satt hatte. Die Vorstellung, sich nach dem

Frühstück hinsetzen und ein weiteres Abenteuer des Gridley Quayle fabrizieren zu müssen, lähmte ihn wie der zeitungsnotorische »Schlag mit einem stumpfen Gegenstand«. Der bloße Gedanke an Gridley Quayle widerstrebte ihm an diesem Morgen, da ihm die ganze Schöpfung zurief, daß es Sommer werde und dem Mutigen die Welt gehöre.

Die Hüpferei brachte keine Linderung. Er warf das Seil zu Boden und griff nach den Keulen.

Doch auch die Keulen ließen ihn kalt. Da fiel ihm plötzlich ein, daß er schon lange nicht mehr seine Larsen-Übungen gemacht hatte. Vielleicht würden ihm diese ja auf die Sprünge helfen.

Vor geraumer Zeit ersann ein Mann namens Larsen, Leutnant des dänischen Heeres, nach intensiver Beschäftigung mit der menschlichen Anatomie eine Reihe von Übungen, und heute verknäulen sich seine Jünger rund um den Globus gemäß den Bildlegenden seines vorzüglichen Buches zu allerlei Knoten. Von Peebles bis Baffin's Bay schwingen tagtäglich Tausende von Armen und Beinen von Punkt A nach Punkt B, und schlaffe Muskeln erlangen die Zähigkeit von Kautschuk. Larsens Übungen sind auf dem Gebiet der Gymnastik der letzte Schrei. Sie bringen noch die hinterste Sehne des Körpers ins Spiel. Sie sorgen für angeregte Durchblutung. Und wer sie nur lange genug macht, erwirbt sogar die Fähigkeit, bei Bedarf Bäume auszureißen.

Würdevoll freilich sind sie nicht, und wird man ihrer ohne Vorwarnung zum erstenmal ansichtig, wirken sie ausgesprochen spaßig. Hätte Leutnant Larsen seine vortrefflichen Übungen nur etwas früher erfunden, so wäre ein gewisser König nie in die Verlegenheit gekommen, seine Tochter dem Dummling zur Frau zu geben, nur weil dieser sie zum Lachen gebracht hatte.

So selbstvergessen, so unbefangen, ja so unverschämt war Ashe in den drei Monaten geworden, die er gebraucht hatte,

bis die Öffentlichkeit sein gesamtes Wirken mit mildem Auge betrachtete, daß ihm nie in den Sinn gekommen wäre, er tue etwas Lustiges, als er seinen Körper gemäß Larsens Instruktionen zu Übung Nummer eins unvermittelt in die Form eines Korkenziehers verdrehte. Und die Haltung der Anwesenden konnte ihn in dieser Ansicht nur bestätigen. Der Besitzer des Hotels Mathis betrachtete ihn mit steinerner Miene. Der Besitzer des Hotels Previtali hätte in Trance schweben können, so vollkommen entrückt wirkte er. Die Hotelangestellten gingen leidenschaftslos ihren Pflichten nach. Die Kinder hatten weder Augen noch Ohren für ihn. Die Katze gegenüber schärfte, seiner nicht achtend, am Zaun ihre Wirbelsäule.

Doch noch während er sich entknäulte und wieder eine normale Haltung annahm, zerriß unmittelbar hinter ihm ein glockenhelles Lachen die stille Morgenluft. Auf einer Brise wehte es zu ihm herüber und traf ihn wie ein Geschloß.

Vor drei Monaten hätte Ashe das Lachen als unvermeidlich hingenommen und sich davon überhaupt nicht aus dem Konzept bringen lassen. Doch das lange Ausbleiben allen Spottes hatte seine Standhaftigkeit angekratzt. Verstört schnellte er herum und lief schamrot an.

Aus dem vorderen Fenster im ersten Stock der Nummer 7A beugte sich eine junge Frau. Die Frühlingssonne spielte auf ihrem goldenen Haar und ließ ihre strahlenden blauen Augen aufblitzen, die ebenso gebannt wie amüsiert auf Ashes flanell- und pulloverumhüllte Gestalt starrten. Als er sich umdrehte, traf ihn ihr Lachen erneut.

Etwa zwei Sekunden lang sahen sich die beiden in die Augen. Dann verschwand die junge Frau im Zimmer.

Ashe war platt. Vor drei Monaten hätte eine Million junger Frauen über seine Morgengymnastik lachen können, ohne daß er ins Wanken gekommen wäre. Und jetzt brachte ihn eine Spottedrossel im Alleingang zur Strecke! Die Schwerkraft, von der Gymnastik schon fast vertrieben, schlug aber-

mals über ihm zusammen. Er hatte nicht die Courage weiterzumachen. Betrübt packte er seine Siebensachen und kehrte ins Zimmer zurück. Selbst das kalte Bad, das er dort nahm, vermochte ihn nicht zu stimulieren.

Als Festmahl konnte man das (in der Miete inbegriffene) Frühstück, welches die Pensionswirtin, eine gewisse Mrs. Bell, zu servieren pflegte, schwerlich bezeichnen. Nachdem sich Ashe mit dem zerzausten Spiegelei, der lästerlicher Weise als Kaffee benamsten Zichorienbrühe und dem verkohlten Speck abgegeben hatte, steckte er endgültig im Würgegriff des Trübsinns. Und als er sich zum Schreibtisch schleppte, um das neueste Abenteuer des Ermittlers Gridley Quayle auszuhecken, entrang sich seiner Brust ein tiefer Seufzer.

Das glockenhelle Lachen von vorhin noch im Ohr, wünschte er sich, daß er Gridley Quayle nie erfunden hätte, daß der niedere Stand der britischen Leserschaft diesen nie zum Helden erkoren hätte – und daß er, Ashe, mausetot wäre.

Die unheilige Allianz bestand seit gut zwei Jahren, und von Monat zu Monat spürte Ashe stärker, wie unmenschlich dieser Gridley im Grunde war. Er tat immer furchtbar selbstgefällig und hatte keinerlei Augen dafür, daß er nur dank aberwitzigster Zufälle überhaupt je die Chance bekam, irgend etwas herauszufinden. Sich seinen Lebensunterhalt mit Gridley Quayle verdienen zu müssen, war gleichbedeutend damit, an ein furchterregendes Ungeheuer gekettet zu sein.

Als Ashe an diesem Morgen so dasaß und auf seinem Füller herumkaute, erreichte seine Verachtung für Gridley einen neuen Höhepunkt. Er hatte sich beim Schreiben dieser Geschichten angewöhnt, zunächst einen guten Titel zu finden und diesem anschließend ein Abenteuer aufzupfropfen. Und in der vergangenen Nacht hatte er eine Eingebung gehabt und flugs diese Worte auf einen Briefumschlag gekritzelt:

DAS ABENTEUER DES TODESSTABS

Mit dem angewiderten Blick eines Vegetariers, der in seinem Salat gerade eine Raupe entdeckt hat, starrte er auf besagte Worte.

Der Titel hatte sich in der Nacht sehr vielversprechend ausgenommen, so voller kühner Möglichkeiten. Zwar verströmte er immer noch einen gewissen Reiz, doch stachen seine Mängel jetzt, da Ashe die Geschichte niederschreiben wollte, mehr und mehr ins Auge.

Was war ein Todesstab? Der Name klang ja ganz gut, doch bei Licht betrachtet stellte sich die Frage: Was mochte das nur sein? Man kann keine Geschichte über einen Todesstab schreiben, ohne zu wissen, was ein Todesstab ist. Umgekehrt kann man sich auch nicht einen solchen Prachttitel ausdenken und ihn im nächsten Moment über Bord werfen.

Ashe rautte sich die Haare und biß in den Füller.

Es klopfte an die Tür.

Ashe wirbelte herum. Das war ja zum Auswachsen! Nicht nur einmal, sondern bestimmt zwanzigmal hatte er Mrs. Bell eingeschärft, ihn am Morgen niemals und unter keinem auch noch so triftigen Vorwand zu stören. Daß seine Arbeitszeit in solcher Weise beschnitten wurde, war schlicht inakzeptabel. Im Geiste legte er sich bereits einige gepfefferte Einstiegsfloskeln zurecht.

»Herein!« brüllte er, gewappnet fürs Gefecht.

Eine junge Frau trat ein, die Frau aus dem Vorderzimmer im ersten Stock, die Frau mit den blauen Augen, die Frau, die über seine Larsen-Übungen gelacht hatte.

II

Verschiedene Umstände trugen zu der Jämmerlichkeit der Figur bei, die Ashe zu Beginn der sich entspinrenden Unterhaltung abgab. Erstens erwartete er die Pensionswirtin, die knapp einen Meter vierzig maß, so daß ihm angesichts einer

Frau von einem Meter siebzig zunächst alles etwas unscharf erschien. Zweitens hatte er in Erwartung einer ins Zimmer tretenden Mrs. Bell eine äußerst grimmige Miene aufgesetzt, und es war gar nicht so einfach, aus dieser spontan ein wohlmeinendes Lächeln zu zaubern. Und drittens ist ein Mann, der seit einer halben Stunde vor einem Blatt sitzt, auf dem die Worte

DAS ABENTEUER DES TODESSTABS

stehen, und der sich darüber klar zu werden versucht, was ein Todesstab ist, nie ganz Herr seiner Sinne.

Dies führte dazu, daß sich Ashe eine halbe Minute lang recht närrisch aufführte. Er glotzte und wimmerte. Ein zufällig des Wegs kommender Nervenspezialist hätte seine Diagnose gestellt, ohne weiterer Abklärungen zu bedürfen. Es verging einige Zeit, bis Ashe auf die Idee kam, sich von seinem Stuhl zu erheben. Dies tat er, indem er mit einer halben Drehung hochsprang, was praktisch einer Larsen-Übung gleichkam.

Doch auch die junge Frau wirkte betreten. In einem entspannteren Moment hätte Ashe auf ihrer Wange gewiß jene Röte gesehen, die erkennen ließ, daß sie die Situation ebenfalls strapaziös fand. Da aber Frauen von Natur aus über größere Souveränität verfügen, ergriff sie als erste das Wort.

»Ach, Verzeihung, offenbar störe ich.«

»Aber nein«, erwiderte Ashe. »O nein, durchaus nicht, durchaus nicht, nein, o nein, durchaus nicht, nein«, sagte er und hätte das Thema bestimmt noch weiter ventiliert, wäre die Frau nicht fortgefahren.

»Ich wollte mich entschuldigen, weil ich so fleghaft war, Sie auszulachen. Ich weiß nicht, welcher Teufel mich geritten hat, es war idiotisch. Bitte verzeihen Sie mir.«

Die Naturwissenschaft mag schon tausend Erfolge auf ihrem Konto verbucht haben, doch hat sie jene Antwort noch

nicht gefunden, nach der ein peinlich betretener junger Mann hascht, den eine schöne junge Frau gerade um Verzeihung gebeten hat. Schweigt er, so wirkt er wie eine beleidigte Leberwurst. Spricht er dagegen, steht er da wie ein Volltrottel. Ashe, der zwischen diesen beiden Möglichkeiten schwankte, erblickte plötzlich das Blatt, über dem er schon so lange brütete.

»Was ist ein Todesstab?« fragte er.

»Wie bitte?«

»Ein Todesstab.«

»Ich kann Ihnen nicht ganz folgen.«

Die Absurdität des Gesprächs war zuviel für Ashe. Er prustete los. Im nächsten Augenblick schon folgte die junge Frau seinem Beispiel. Und zugleich verflüchtigte sich jede Peinlichkeit.

»Sie halten mich wohl für verrückt, wie?« fragte Ashe.

»Selbstverständlich«, antwortete die junge Frau.

»Ich wäre wohl tatsächlich verrückt geworden, wenn Sie nicht gekommen wären.«

»Und warum?«

»Weil ich eine Kriminalgeschichte zu Papier bringen muß.«

»Ich habe mich schon gefragt, ob Sie Schriftsteller sind.«

»Wieso – schreiben Sie auch?«

»Ja. Lesen Sie je ›Neues aus der Gerüchteküche?«

»Niemals!«

»Dazu kann ich Ihnen nur gratulieren. Ein entsetzliches Käseblatt mit lauter Schnittmusterbögen sowie einem Kummerkasten für die Liebeskranken. Ich schreibe jede Woche unter verschiedenen Pseudonymen eine Kurzgeschichte. Ein Herzog oder ein Graf gehört zur Grundausrüstung. Ich kann das Zeug nicht ausstehen.«

»Es schmerzt mich, von Ihren Nöten zu hören«, fuhr Ashe dazwischen, »aber wir kommen leider vom Thema ab. Was ist ein Todesstab?«

»Ein Todesstab?«

»Ein Todesstab.«

Die junge Frau runzelte nachdenklich die Stirn.

»Na, das ist doch der heilige Ebenholzstock, der aus dem indischen Tempel gestohlen wurde und angeblich für jeden, der ihn besitzt, den sicheren Tod bedeutet. Der Held bringt ihn an sich, und die Priester setzen ihm nach und schicken ihm Drohbriefe. Was sollte er sonst wohl sein?«

Ashe überschlug sich vor Begeisterung.

»Genial!«

»Aber nein.«

»Doch, schlicht genial! Ich sehe die Sache genau vor mir. Der Held engagiert Gridley Quayle, und dieser eingebildete Pinsel löst das Rätsel dank einer Reihe haarsträubender Zufälle. Und damit hätte ich meine Arbeit für einen weiteren Monat im Kasten!«

Sie betrachtete ihn mit Interesse.

»Sind Sie der Autor von ›Gridley Quayle?‹«

»Sagen Sie bloß nicht, Sie lesen das Zeug?«

»Ich lese das Zeug ganz entschieden *nicht!* Aber es erscheint im selben Verlag wie ›Neues aus der Gerüchteküche‹, weswegen mein Blick im Vorzimmer der Chefredakteurin manchmal auf eine Umschlagillustration fällt.«

Ashe kam sich vor wie ein Mann, der auf einer einsamen Insel einem Jugendfreund begegnet: So vieles verband ihn mit dieser Frau.

»Sie publizieren auch bei Mammoth? Dann sind wir ja Leidensgenossen – Sklaven auf derselben Galeere sozusagen. Wir sollten Freunde sein. Sollen wir Freunde sein?«

»Liebend gern.«

»Sollen wir uns die Hand geben, Platz nehmen und uns gemütlich austauschen?«

»Aber ich halte Sie doch vom Arbeiten ab.«

»Ein reiner Liebesdienst!«

Sie nahm Platz. Platz zu nehmen ist etwas furchtbar Simple, doch wie in vielem anderen zeigt sich darin der wahre Charakter eines Menschen. Ashe fand die Art, wie diese Frau es tat, überaus gewinnend. Weder setzte sie sich auf die äußerste Kante des Stuhls, so als wollte sie im nächsten Moment die Flucht ergreifen, noch fläzte sie sich in den Sessel, als gedächte sie, das ganze Wochenende zu bleiben. Sie bewältigte die außergewöhnliche Situation mit einem ungekünstelten Selbstvertrauen, das er nur bewundern konnte. Auf Etikette wurde in der Arundell Street nicht sehr viel Wert gelegt, doch hätte eine junge Bewohnerin des Vorderzimmers im ersten Stock durchaus erstaunt und zaghaft auf die Einladung zu einem vertraulichen Gespräch reagieren können, welche von dem jungen Bewohner des Vorderzimmers im zweiten Stock ausgesprochen worden war, einem Bewohner wohlgemerkt, den sie erst fünf Minuten kannte. Doch Menschen, die in großen Städten auf kleinem Fuß leben, bilden eine verschworene Gemeinschaft.

»Sollen wir uns vorstellen?« fragte Ashe. »Oder haben Sie meinen Namen schon von Mrs. Bell erfahren? Ach übrigens, Sie sind gerade erst eingezogen, stimmt's?«

»Ich habe mein Zimmer vorgestern bezogen. Aber wenn Sie der Autor von Gridley Quayle sind, dann heißen Sie doch Felix Clovelly, oder nicht?«

»Gott bewahre! Sie glauben wohl nicht im Ernst, irgend jemand heiße Felix Clovelly? Nein, das ist nur der Mantel, den ich über meine Scham breite. In Wahrheit heiße ich Marson. Ashe Marson. Und Sie?«

»Valentine. Joan Valentine.«

»Wollen Sie mir zuerst Ihre Lebensgeschichte erzählen, oder soll ich mit meiner anfangen?«

»Ich glaube nicht, daß ich mit einer richtigen Lebensgeschichte aufwarten kann.«

»Nur nicht so schüchtern!«